



LEGITIMATIONSSTRUKTUREN,
MASSSTÄBETEILE, PROMOTIONS BETRUG
UND POLITIKINSZENIERUNG –
MEIN JAHR AM WISSENSCHAFTSKOLLEG
OLIVER LEPSIUS

Oliver Lepsius ist Professor für Öffentliches Recht, Allgemeine und vergleichende Staatslehre an der Universität Bayreuth. Er studierte Rechtswissenschaft in Bonn, München und Chicago. Nach der Habilitation an der Universität München (2000) wurde er Professor für Öffentliches Recht an der Universität Heidelberg, seit 2002 lehrt er in Bayreuth. Lepsius ist ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und zählte 2010–12 zum Vorstand der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören staats- und verwaltungsrechtliche Themen mit rechtstheoretischen, -vergleichenden, -historischen und -philosophischen Problemen, theorierelevante Dogmatik, Eigentums- und Demokratietheorie, Geschichte des in- und ausländischen öffentlichen Rechts, die Grenzen rechtlicher Normierbarkeit und Fragen der Inter- und Intradisziplinarität. – Adresse: Lehrstuhl für Öffentliches Recht, Allgemeine und Vergleichende Staatslehre, Universität Bayreuth, Gebäude RW, 95440 Bayreuth. E-mail: oliver.lepsius@uni-bayreuth.de

Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus, postuliert das Grundgesetz und mit ihm viele Verfassungen der Welt. Wie aber lässt sich die Legitimationsbedürftigkeit der öffentlichen Gewalt umsetzen und angesichts neuer Herrschaftsverhältnisse sicherstellen? „Demokratietheorie und Legitimationsstrukturen“ hieß mein Projekt am Wissenschaftskolleg – eine Thematik, die mich schon länger beschäftigt, gleichermaßen klassisch und grundsätzlich. Ihre Kernfragen sind leicht gestellt: Wer legitimiert eigentlich: Volk, Bürger, Bewohner, Betroffene, Grundrechtssubjekte? Was wird legitimiert: Organe und Institutionen, Gesetze, Verwaltungsakte und Urteile oder Herrschaft über Dritte,

gesellschaftliche Macht, öffentliche Projekte? Schließlich: Wie wird legitimiert: direkt oder repräsentativ, durch Wahl, gesellschaftliche Partizipation, Verfahrensbeteiligung oder die Einräumung von Veto-Positionen? Mich interessierte dabei besonders, wie sich diese drei Topoi der Legitimation in einem Theoriemodell zu herrschaftsbezogenen unterschiedlichen Arrangements ausformulieren lassen. Legitimation meint in meinem Verständnis mehr als Demokratie, weil sie, anders als die Demokratie, nicht auf ein demokratisches Kollektivsubjekt bezogen sein muss. Man kann vielmehr zwei Legitimationsquellen unterscheiden, die zwar beide auf das Individuum rekurrieren, dieses aber in anderen Rechtspositionen erfassen: als Teil eines Kollektivs „Volk“, das über allgemeine Gleichheitskriterien konstituiert wird (Bürgerrechte, Wahlrecht), sowie als individueller Grundrechtsträger, dessen Rechtssphäre über Freiheitsrechte gesichert wird. Gleichheit und Freiheit markieren demzufolge zwei unterschiedliche legitimationstheoretische Ausgangspunkte, mit denen ich ein Zwei-Säulen-Modell der Legitimation entwickeln will. Mit einer dualistischen Legitimationsstruktur lassen sich auch neue Legitimationssubjekte konstruieren, etwa territorial radizierte Teilvölker (als Ausschnitt des Demos) und sachlich begrenzte Kreise von Betroffenen (als Kollektive von Grundrechtsträgern).

Rund um dieses Projekt kreisen viele Fragen, die mich am Wissenschaftskolleg beschäftigt haben. Die legitimationstheoretischen ließen sich besonders gut am Beispiel von „Stuttgart 21“ diskutieren, jenes Eisenbahninfrastrukturprojekts, das erfolgreich alle planungsrechtlichen Phasen durchlaufen hatte und dessen Legitimation doch in der Öffentlichkeit bestritten wurde. Welch ein wunderbares Beispiel lieferte mir Stuttgart 21 für mein Thema! Wer darf über das Projekt bestimmen: Planungsbehörden, der Stuttgarter Stadtrat, der Deutsche Bundestag oder der Landtag von Baden-Württemberg, wenn es um Bundes- bzw. Landesmittel geht? Wer darf über das Projekt abstimmen, wenn man seine Legitimation durch Volksentscheid herbeiführen will, die Einwohner Stuttgarts, die Bürger Baden-Württembergs oder doch das ganze deutsche Volk, weil die Bundesmittel, die in Stuttgart ausgegeben werden, andernorts fehlen werden?

Ein anderer Aspekt hat mich gleichfalls intensiv beschäftigt: Funktion und Voraussetzungen von Kompromissen. Das Fällen von Mehrheitsentscheidungen ist ohne Kompromisse kaum denkbar. Anders als in der angelsächsischen Welt hat der Kompromiss in Deutschland einen schlechten Ruf. Er gilt typischerweise als „faul“, obwohl man am Ende mehr hat als zuvor, nämlich statt Meinungen Mehrheiten. Was fördert und was behindert Kompromisse, ist daher eine legitimationstheoretisch wichtige Frage. Wird

etwa die von vielen geforderte Transparenz bei Kompromissen zum Problem, weil dann offenkundig wird, wer nachgegeben hat und sein Gesicht zu verlieren droht, obwohl das Nachgeben zur Natur des Kompromisses gehört? Oder, anderer Fragenkreis, muss das Bundesverfassungsgericht bei der Rechtskontrolle von Gesetzen Rücksicht auf ihren Charakter als Kompromiss zwischen Bund und Ländern, zwischen den Fraktionen nehmen, etwa dergestalt, dass keine verfassungsrechtlichen Erwartungen an eine Systemgerechtigkeit, Widerspruchsfreiheit oder Einheit der Rechtsordnung erhoben werden können, weil sie mit einer auf Kompromissen basierenden Normsetzung nicht erzielt werden können?

Das Bundesverfassungsgericht und die Demokratie – so lässt sich ein weiterer Arbeitsschwerpunkt in meiner Zeit am Wissenschaftskolleg zusammenfassen. Berücksichtigt das Gericht hinreichend die Voraussetzungen demokratischer Willensbildung und Rechtsgestaltung bei seiner Verfassungskontrolle? Passen die spezifischen Prüfprogramme des Gerichts oder geht es zu „institutionenegoistisch“ vor? Der politische Prozess folgt anderen Regeln als eine verfassungsgerichtliche Verhältnismäßigkeitsprüfung. Er muss andere Hürden überwinden. Auch solche Fragen beschäftigten mich sehr, mit konkretem Ergebnis: *Die maßstabsetzende Gewalt* entstand als mein Beitrag in einem Buch, das meine Kollegen Matthias Jestaedt, Christoph Möllers und Christoph Schönberger und ich aus Anlass des 60. Geburtstags des Gerichts im September 2011 vorgelegt haben. Im Frühjahr am Wiko geschrieben, im Herbst erschienen – höchst befriedigend ist es, so schnell die Früchte der Arbeit in den Händen zu halten. Das gilt auch für ein weiteres Buch, das ohne das Wissenschaftskolleg nie entstanden wäre, nämlich den gemeinsam mit Reinhart Meyer-Kalkus herausgegebenen Band *Inszenierung als Beruf: Der Fall Guttenberg*. Er hat eine kurze Vorgeschichte:

Als im Februar 2011 meine Heimatuniversität durch die als Plagiat aufgedeckte Doktorarbeit des Bundesverteidigungsministers erschüttert wurde, mischte ich mich in die Affäre ein, um einige Kategorien klarzustellen, die Werte der Wissenschaft zu verteidigen und den Ruf meiner Hochschule wie des getäuschten Doktorvaters zu wahren. Journalisten riefen mich im idyllischen Grunewald an und baten um Aufklärung und Einschätzungen. Mein Urteil über zu Guttenberg war deutlich. Plötzlich war ich zu einer Stimme in einer Affäre geworden, die Politik und Gesellschaft heftig beschäftigte. Eine ungewohnte Rolle für einen Wissenschaftler! Das Wissenschaftskolleg hat mir in diesen Wochen sehr geholfen: Rektor und früherer Rektor gaben wertvollen Rat im Umgang mit den Massenmedien, Mitarbeiter koordinierten Termine und kommunizierten

Absagen für Interviews in Funk und Fernsehen, wie überhaupt das Kolleg einen Hort der auch persönlichen Sicherheit geboten hat, der einen klaren Kopf bewahren half. Zwei turbulente Wochen und im Nachgang weitere Wochen zur Beantwortung von hunderten von Zuschriften, Lob wie Hass, drehten meinen Forschungsrhythmus um. Nicht ganz freilich und zum Glück: Von der Affäre kriegten die ausländischen Fellows wenig mit. Wie wohltuend waren die Kolloquia und Tischgespräche – hier stand die Welt nicht Kopf, sondern Köpfe behielten die Welt im Blick.

Der Gedankenaustausch machte uns allerdings auch bald klar, dass der Fall Guttenberg nicht nur einen Promotionsbetrug betraf, sondern Fragen grundsätzlicher Art stellte: nach der medialen Inszenierung von Politik und der rhetorischen Selbstdarstellung von Politikern, nach den Erwartungen breiter Bevölkerungskreise an Politik, nach dem Austausch der Inhalte durch Stil und Form, nach einer rollenspezifisch geteilten Moralität, nach den zwei Körpern des Politikers und des Doktoranden, nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Politik oder nach der Fähigkeit des Internet, politische Gegenöffentlichkeiten zu schaffen, um einige zu nennen. Aus einem Gespräch mit Reinhart Meyer-Kalkus entstand die Idee, solchen Aspekten in einem Kolloquium nachzugehen, den Fall Guttenberg also als interdisziplinäre Fallstudie zu behandeln. Der Plan wurde dank tüchtiger Unterstützung vieler Mitarbeiter rasch umgesetzt. Aktuelle Fellows, frühere Fellows, Kollegen von nah und fern, einige Doktoranden und nicht zuletzt Publizisten, die beeindruckend urteilssichere Bewertungen in den Feuilletons geschrieben hatten, kamen im April zusammen, um über die „Rhetorik akademischer und politischer Selbstdarstellung“ zu diskutieren. Wie lebhaft und anregend dieser Tag war, vermittelt der daraus entstandene Band *Inszenierung als Beruf*, der am Ende des Fellowjahres vorlag und es sogar auf die Bestsellerliste der Sachbuch-Taschenbücher schaffte. Ohne das Wissenschaftskolleg hätte dieser Kreis, in so vielen Disziplinen beheimatet, nicht zueinander gefunden.

Überhaupt: Text, Sprache, Rhetorik, Darstellung – sie zählten für mich zu den aufregendsten Themenfeldern am Kolleg. Nun gehöre ich einer Normwissenschaft an, deren Gegenstand erst durch Text entsteht. Wir Juristen pflegen zudem einen instrumentellen Umgang mit Sprache. Daher mag es nicht überraschen, dass mir die Text- und Sprachwissenschaften näher stehen als solche, die anderen Erkenntnismitteln nachspüren. Welche Vielfalt, Schönheit, Macht und Verführung Sprache entwickeln kann, ist mir in dieser Deutlichkeit erst am Wissenschaftskolleg deutlich geworden. In meinem Jahrgang hatte ich das Glück, Sprachvirtuosen beobachten und bewundern zu dürfen. Nicht

Ästhetik beeindruckte mich, sondern der adäquate sprachliche Umgang mit den Gegenständen: Präzision und Varianz, Begriff und Individualität. Im Rückblick überrascht mich fast, wie sehr mich die sprachlichen Dimensionen der Wissenschaft beeindruckt haben, obwohl (oder gerade?) im Kolleg doch überwiegend Englisch gesprochen wird. Wahrscheinlich habe ich auch über die deutsche Sprache und die mit ihr verbundenen kognitiven Möglichkeiten und Grenzen unterschwellig viel gelernt. Für die methodischen Zugriffe anderer Disziplinen gilt das vielleicht weniger: Höchst interessante Ansätze wurden vorgestellt und, vielleicht ein wenig zu brav, diskutiert. Mich haben diese Zugriffe jedenfalls in der Überzeugung bestärkt, dass es die Methoden sind, die die Gegenstände bestimmen und nicht umgekehrt.

Noch zwei Worte zum Thema: als Deutscher am Wissenschaftskolleg. Man glaubt, man ist zu Hause, in Berlin. Aber in Wirklichkeit betritt man in der Wallotstraße eine andere Welt, polyglott in der Zusammensetzung, amerikanisch in den Umgangsformen, europäisch in der Kultur: welch ein herrliches Milieu! Als Deutscher ist man zugleich befreit und irritiert: Ich lebe in Berlin und zugleich in einer anderen Welt. Einerseits wird man zum Botschafter der Bundesrepublik, wird von den Co-Fellows über deutsche Geschichte, Berliner Vergangenheit, Politik und Gesellschaft befragt und muss Dinge erläutern, die einem nun erst selbst auffallen. Andererseits verschaffen einem die Co-Fellows Zugang zu anderen Welten, auch zu einem internationalen Berlin, dessen Rolle nicht die der Bundeshauptstadt ist, sondern die einer intellektuellen Heimat von Geistesgrößen, die von überall kommen und in Berlin auf Geistesverwandte treffen. Im Oktober spürt man, dass nicht wenige Fellows mit einem zurückhaltenden Deutschland-Bild anreisen; die Schatten der Vergangenheit dunkeln nach. Das aber ändert sich schnell, was man auch daran merkt, wie viele im Juli den Immobilienteil im Tagesspiegel studieren. Im Oktober kommt man mit Projekten und einem straffen Arbeitsplan, der Konzentration voraussetzt. Aber bald habe ich für mich entschieden: Wichtiger als der Output von Text durch abgeschiedenes Arbeiten ist der Input an Ideen durch die Kommunikation im Kolleg. Deswegen fällt es auch so schwer, vom Wissenschaftskolleg Abschied zu nehmen; die Input-Struktur des Kollegs bleibt natürlich in Berlin. Aber den Wallotstraßengeist nehme ich mit. Die Horizonte, die Erquickung, das Nachdenken, das Verstehen, die Ideen. Vielen Dank an meine Co-Fellows, alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, den Sekretär und den Rektor für ein wunderbares Jahr!